

recke:*in*

Das Magazin der Graf Recke Stiftung



Hilfe in der
Fremde

Inhalt

Stiftung

- 4 kreuz & quer
- 28 Ihre Unterstützung

Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik

- 6 Große Erfolge zeigen sich manchmal im Kleinen
PartiSel verändert nicht nur das Leben der Bewohner in den
teilstationären Einrichtungen des Heilpädagogischen Verbunds
- 10 Hilfe in der Fremde
Migranten suchen bei psychischen Problemen seltener
professionelle Unterstützung als der Bevölkerungsdurchschnitt.
Spezielle Koordinierungsstellen sollen dem entgegenwirken.
- 12 »Viel für seine Software getan«
Als Ahoora in Deutschland psychisch krank
wurde, suchte er jahrelang nach Hilfe. Heute will
er mit seinen Erfahrungen anderen helfen.
- 15 Die naive Frage
Warum benötigen Geflüchtete mit psychischen
Erkrankungen ein besonderes Angebot, Frau Eßer?
- 16 Seitenblick
Der Berg ruft

Wohnen & Pflege

- 18 Ein Plus an Lebensqualität
Das neue Quartiershaus Am Röttchen
begrüßt täglich bis zu 18 Gäste
- 21 Im Zweifel nicht alleine
- 22 Eine Bereicherung für alle
Das Pilotprojekt der Psychologin Alexandra
Evers strahlt in viele Richtungen aus
- 30 Der Segen zum ersten Spatenstich
- 31 Dorotheenviertel Hilden
Endlich rollen die Bagger

Erziehung & Bildung

- 24 Weg mit den Vorurteilen!
Ein Film wirft einen neuen Blick auf das Thema
Heimerziehung und Jugendhilfe
- 27 recke:rückblick
Vor fünf Jahren: So geht Partizipation in der Graf Recke Stiftung

Wer wir sind und was wir tun

Die Graf Recke Stiftung ist eine der ältesten diakonischen Einrichtungen Deutschlands. 1822 gründete Graf von der Recke-Volmerstein ein »Rettungs- haus« für Straßenkinder in Düsseldorf. Zur Kinder- und Jugendhilfe kamen die Behindertenhilfe (1986) und die Alten- hilfe (1995) hinzu. Heute besteht die Stiftung aus den Geschäftsbereichen Graf Recke *Erziehung & Bildung*, Graf Recke *Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik* und Graf Recke *Wohnen & Pflege*. Ebenfalls zur Stiftung gehören die Graf Recke Pädagogik gGmbH in Bad Salz- uflen, das Seniorenheim Haus Berlin gGmbH in Neumünster und die Dienst- leistungsgesellschaft DiFS GmbH.

Mehr Informationen und aktuelle News aus der Graf Recke Stiftung:



www.graf-recke-stiftung.de
www.facebook.com/GrafReckeStiftung
www.xing.de/companies/GrafReckeStiftung

recke:in

Das Magazin der Graf Recke Stiftung
Ausgabe 3/2018

Herausgeber Vorstand der Graf Recke Stiftung
Einbrunger Straße 82, 40489 Düsseldorf

Redaktion Referat Kommunikation, Kultur & Fundraising der
Graf Recke Stiftung, Dr. Roelf Bleeker, Özlem Yilmazer

Gestaltung Claudia Ott, Nils-Hendrik Zündorf

Fotos Shane Rounce/unsplash (Titelfoto), Dirk Bannert,
Shutterstock, Achim Graf, Edgar Castrejon/unsplash, privat

Druckerei V+V Sofortdruck GmbH, 3.200 Exemplare

Umweltschutz recke:in wird CO₂-neutral gedruckt.



Die Graf Recke Stiftung ist Mitglied des Diakonischen
Werkes der Evangelischen Kirche im Rheinland e.V.



Petra Skodzig und Pfarrer Markus Eisele

Liebe Leserin, lieber Leser!

Es gibt Menschen, die wissen schon, was man braucht, bevor man es selber ausspricht.

Bei einem verliebten Paar, das die Wünsche des jeweils anderen von den Augen abliest, ist das schön. Aber es gibt auch die Menschen, die helfen, ohne zu fragen. Oder sie entscheiden für eine andere Person, ohne zuvor deren Wünsche in Erfahrung zu bringen.

Die meisten von uns können sich in der Regel dagegen wehren, wenn andere über unseren Kopf hinweg für uns sprechen, entscheiden oder handeln. Aber wie oft werden Menschen übergangen, die auf Aufmerksamkeit, Hilfe und Unterstützung angewiesen sind?

Hand aufs Herz. Wissen Sie wirklich, was Ihr Nachbar gerade braucht? Haben Sie eine Vorstellung von den Bedürfnissen eines Menschen mit psychischen Erkrankungen? Können Sie sich in einen alten Menschen hineinversetzen, der demenziell erkrankt ist?

Um das zu wissen oder zu ahnen, braucht es Zeit zum Nachfragen und Zuhören. Es braucht auch Geduld, sich auf den anderen einzulassen. Eines gibt es jedenfalls nicht: einfache Antworten, die für alle gleich gut sind.

Fürs ZUHÖREN! wirbt die Diakonie seit einiger Zeit auf Plakaten und mit Filmen. Könnte es sein, dass es das Zuhören heute schwerer hat als früher?

In der Graf Recke Stiftung machen wir uns das Zuhören zum Programm. Ahoo- ra aus Iran hat erlebt, wie man über seinen Kopf hinweg entschieden hat, als er den Halt im Leben verlor. In unserem Sozialpsychiatrischen Zentrum an der Grafenberger Allee ist er auf Menschen getroffen, die ihn angesehen haben und ihn auf seinem Weg durch die Krankheit begleitet haben.

Dafür, dass psychisch erkrankte Menschen mit Migrationshintergrund überhaupt Zugang zu Hilfe finden, setzt sich unsere Mitarbeiterin Simone Heil im SPKoM ein, in Kürze auch im Atrium am Hauptbahnhof Düsseldorf.

Das Programm PartiSel zeigt Wege in mehr Selbstständigkeit für unsere Bewohner in unseren Einrichtungen in Ratingen. Und im Quartiershaus Am Röttchen nehmen wir uns Zeit für unsere Mieter und Gäste, damit wir wissen, was sie wirklich wollen.

Hier und an vielen anderen Stellen in unserer Stiftung geht es darum, dass Menschen so weit und so gut wie möglich selbstbestimmt leben können. So wie sich das jeder von uns wünscht.

Die Bibel erzählt von einer denkwürdigen Begegnung zwischen dem blinden Bartimäus und Jesus. Bartimäus ruft um Hilfe, ja um Erbarmen. Es liegt auf der Hand, was Jesus zu tun hat: ganz einfach den blinden Menschen heilen! Aber genau das tut er zunächst nicht. Vielmehr wendet er sich ihm erst einmal zu und fragt: »Was willst Du, das ich für Dich tue?« Für Bartimäus war das der Wendepunkt seines Lebens.

ZUHÖREN! hilft. Damit Menschen, die uns begegnen, einen Bartimäus-Moment erleben.

Pfarrer Markus Eisele
Theologischer Vorstand

Petra Skodzig
Finanzvorstand

Quartiershaus feierlich eröffnet



Graf Recke Stiftung



»Ich freue mich sehr, dass wir mit diesem Haus unser Angebotsportfolio im Geschäftsbereich *Wohnen & Pflege* komplettieren und alles unter einem Dach anbieten können«, sagte Finanzvorstand Petra Skodzig. Der Theologische Vorstand der Stiftung, Pfarrer Markus Eisele, unterstrich die Bedeutung des Engagements für ältere Menschen: »Gesellschaftlicher Zusammenhalt entsteht nicht von selbst, er muss gefördert und unterstützt werden. Wir sind überzeugt, dass die Quartiersarbeit weiter ausgebaut werden muss, um Nachbarschaften zu stärken.« Oberbürgermeister Thomas Geisel bezeichnete das Quartiershaus in seinem Grußwort in der Petruskirche als »vorbildliche Einrichtung«. Gesellschaftlicher Zusammenhalt sei eine zentrale Herausforderung. Gerade mit Blick auf ein Miteinander aller gesellschaftlichen Gruppen sei die Schaffung von Einrichtungen wie dieser so wichtig.

Mehr über das Quartiershaus
Am Röttchen lesen Sie auf Seite 18.



Sommerfeste

Sommerzeit – das bedeutet in der Graf Recke Stiftung: Sommerfestzeit. An den drei großen Standorten in Düsseldorf-Wittlaer, Düsseldorf-Grafenberg und Hilden wurde auch dieses Jahr wieder gefeiert.

Den Auftakt machte wie jedes Jahr die Graf Recke *Erziehung & Bildung* in Wittlaer im Juni. Mit vielfältigen Angeboten lockte die Party wieder zahlreiche Gäste auf die Kastanienwiese. In guter Tradition eröffnete ein Gottesdienst im Hochseilgarten das Fest. Auch in Hilden, wo Anfang September im Dorotheenviertel die beiden großen Geschäftsbereiche *Erziehung & Bildung* sowie *Wohnen & Pflege* gemeinsam feierten, machte ein Gottesdienst mit anschließendem Grußwort der Bürgermeisterin Birgit Alkenings den Anfang, bevor das bunte Bühnenprogramm startete. Eine Woche später war dann der Geschäftsbereich *Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik* an der Grafenberger Allee in Düsseldorf dran, es gab unter anderem Mitmach-Angebote und Livemusik. Bei allen Festen kamen Klienten, Bewohner, Mitarbeitende, Angehörige, Nachbarn und andere Interessierte zusammen, um ganz im Sinne des Jahresthemas »Nachbarschaft« gemeinsam zu feiern.



Große Party mit 500 Kolleginnen und Kollegen



Das Mitarbeitendenfest der Graf Recke Stiftung war wieder ein voller Erfolg! Rund 500 Kolleginnen und Kollegen feierten im zakk Düsseldorf bis in die Nacht.

Das Interesse am seit 2012 alle zwei Jahre stattfindenden Fest für alle Mitarbeitenden der Graf Recke Stiftung wächst von Veranstaltung zu Veranstaltung. In diesem Jahr waren fast 500 Mitarbeitende im Kulturzentrum zakk in Düsseldorf-Flingern dabei. Nach einer kurzen Eröffnungsansprache von Finanzvorstand Petra Skodzig und Theologischem Vorstand Markus Eisele zeigten die Kolleginnen und Kollegen, dass sie nicht nur arbeiten, sondern auch feiern können.



Signal für Humanität

Diakonische Unternehmen unterstützen Brief an die Kanzlerin

Die Diakonie Düsseldorf, die Kaiserswerther Diakonie und die Graf Recke Stiftung haben Anfang August in einer Erklärung den gemeinsamen Brief der Oberbürgermeister der Städte Düsseldorf, Köln und Bonn an Bundeskanzlerin Angela Merkel unterstützt. Die drei Stadtoberhäupter hatten sich in ihrem offenen Brief für eine Wiederaufnahme der Seenotrettung im Mittelmeer eingesetzt und angeboten, in Not geratene Flüchtlinge aufzunehmen. Sie wollten damit ein Signal setzen für Humanität, das Recht auf Asyl und für die Integration Geflüchteter. Die Erklärung im Wortlaut: Wie der Präses der Ev. Kirche im Rheinland, Manfred Rekowski, sind auch wir dankbar, dass durch das Schreiben der drei Oberbürgermeister die Frage nach einer humanen

Flüchtlingspolitik wieder in den Mittelpunkt gerückt wird. Zu den Grundüberzeugungen unseres christlichen Glaubens gehört die Einsicht, dass jeder Mensch ein von Gott geliebtes und geachtetes Geschöpf ist. Aufgrund dieser Erkenntnis und der Erfahrungen, die wir in unserer Arbeit mit Geflüchteten machen, ist für uns eine Flüchtlingspolitik nicht hinnehmbar, die den Tod tausender Menschen in Kauf nimmt, die über das Mittelmeer nach Europa zu gelangen versuchen. Das Ringen um eine gemeinsame europäische Asylpolitik ist notwendig. Wir wissen, dass die anstehenden Fragen nicht leicht zu lösen sind, doch Europa kann nicht die Geltung grundlegender humanitärer Werte aussetzen. Zu diesen Werten gehört es, Menschen in Lebensgefahr zu retten und ihnen eine sichere Aufnahme zu gewähren.





Große Erfolge zeigen sich manchmal im Kleinen

Durch PartiSel verändert sich nicht nur das Leben der Bewohnerinnen und Bewohner in den teilstationären Einrichtungen des Heilpädagogischen Verbunds der Graf Recke Stiftung in Hilden und Ratingen. Das Programm, das explizit auf Partizipation und Selbstbestimmung setzt, verändert auch das Arbeiten im Heilpädagogischen Verbund. Es geht um Motivation, bewusste Zurückhaltung – und zuweilen auch darum, eine unaufgeräumte Küche aushalten zu können.

Von Achim Graf



Selber machen, so viel wie möglich:
Das ist das Ziel von PartiSel.

Alltags. »Ich greife nicht ein, wenn es nicht notwendig ist«, erklärt Projektleiter Daniel Deppner das Prinzip.

Und so erleben nach den Bewohnerinnen und Bewohnern im Haus Hilden mittlerweile auch insgesamt 56 weitere im Haus Haarbach Höfe und im Haus Gießelstraße in Ratingen zunehmend Erfolge im eigenständigen Handeln, nicht nur beim Zähneputzen. Was für den einen der selbst organisierte Einkauf ist, ist für den anderen das selbstständige Greifen des Strohhalmes.

Regelmäßige Runden mit den Bewohnern

Dass jeder im Rahmen seiner Möglichkeiten teilhaben und selbstbestimmt leben soll, sei nicht neu und bereits selbstverständliches Ziel ihrer täglichen Arbeit gewesen, wie die zuständigen Bereichsleiter Frank Schwanz und Christoph Schluckebier betonen. Neu an PartiSel sei aber, dies nun in regelmäßigen Runden mit Bewohnern und Mitarbeitenden explizit zum Thema zu machen – und Zielsetzungen und Erreichtes in einem Protokoll nachvollziehbar festzuhalten. Eine »überprüfbare Planungsrunde«, nennt Daniel Deppner diese Treffen.

Sascha Becker gehört wie die angehende Heilerziehungspflegerin Kathrin Frerichs aus dem Haus Gießelstraße zu den rund 25 Patinnen und Paten, die PartiSel in ihre Einrichtungen tragen sollen. Für beide war der im Mai organisierte PartiSel-Tag dabei ein wichtiger Baustein, denn es gab bei den Vermittlern durchaus Klärungsbedarf, auch Bedenken. »Wie bringt man das Konzept den Bewohnern nah, auch den Nonverbalen?«, sei eine der Fragen gewesen,

Sich selbst die Zähne zu putzen, ist für die meisten eine ebenso lästige wie selbstverständliche Routine. Für einen Menschen mit Mehrfachbehinderung bedeutet dies jedoch einen wichtigen Fortschritt auf dem Weg zu einem möglichst selbstbestimmten Leben. Bei einer Alltagsverrichtung nicht auf Betreuung angewiesen zu sein, »kann im Kleinen ein großer Erfolg sein«, sagt Sascha Becker, Sozialpädagoge im Ratinger Haus Haarbach

Höfe der Graf Recke Stiftung. »Das kann aber nur geschehen, wenn man sich traut.«

Sich etwas trauen, das gilt beim Programm PartiSel für Betreute und Betreuende gleichermaßen. Vorderste Aufgabe in den Einrichtungen ist es, die Wünsche und Vorstellungen der Bewohner zu ermitteln und zugleich ihre Fähigkeiten zu aktivieren. An die Stelle der bisherigen Fürsorgepädagogik tritt bei PartiSel die Einbeziehung der Betreuten in möglichst viele Prozesse des

sagt Kathrin Frerichs. »Wie kann ich meine Rolle als Begleiter neu definieren und wie Erfolge bemessen?«, nennt Sascha Becker eine andere.

Es geht um Potenziale und Ressourcen

Und so wurde beim PartiSel-Tag im World Café, an mehreren Tischen und in wechselnder Besetzung, über diese und andere Themen ausgiebig diskutiert. Auch über die Impulse, die Professor Norbert Herriger beim Fachvortrag zum Thema »Empowerment« wenige Tage zuvor gegeben hatte. Dessen Strategie setzt laut Daniel Deppner auf die Potenziale und Ressourcen der Menschen, nicht auf deren Einschränkungen. »Nichts vorwegnehmen, jemanden zum Ergebnis hin fragen«, formuliert es der Projektleiter. Das gehe auch nonverbal, man könne zum Beispiel etwas anbieten, etwas zeigen.

»Es gibt keinen Menschen, der nicht selbstbestimmt leben kann«, betont Bereichsleiter Christoph Schluckebier. Auch Biografiearbeit sei in diesem Zusammenhang wichtig, ergänzt sein Kollege Frank Schwanz. Welche Vorlieben jemand habe, gehe gerne mal über die Jahre verloren, gerade wenn die Eltern eines nicht sprechenden Bewohners irgendwann sterben. »Aber das ist wichtig zu wissen, wenn es um den eigenen Willen eines Menschen geht.«

Zuweilen geht es im Alltag aber auch nur um den Zustand der Wohngruppen-Küche nach dem Frühstück. Diese wurde bislang in der Regel von den Mitarbeitenden aufgeräumt. »Das dauert kaum eine Minute«, sagt Kathrin Frerichs. Wenn es die Bewohner selbst erledigen, könnten daraus schon mal zehn Minuten werden. Oder die Küche bleibe zuweilen unaufgeräumt, bis der aktuell zuständige Bewohner von der Arbeit komme. »Da muss man sich aber im Team einig sein«, erläutert Frerichs. »Der Erfolg ist eben nicht mehr eine topsaubere Gruppe, sondern die Teilhabe der Bewohner am täglichen Leben.«

Was Daniel Deppner »aktive Zurückhaltung« nennt, sei schon eine Umstellung im Arbeitsverständnis, meint Sascha Becker. Am Anfang habe er sich viele Gedanken gemacht, inzwischen aber mache es ihm Freude, »Verantwortung an die Bewohner zurückzugeben«. War etwa früher zumeist um 22 Uhr Nachtruhe angesagt, insbesondere weil dann der Schichtwechsel anstand, hat sich das nun geändert. »Nicht der Dienstplan

entscheidet, wann ein erwachsener Mensch ins Bett geht, sondern er selbst«, sagt Becker. Dass dieser am nächsten Morgen eventuell übernächtigt sein könnte, wird bewusst in Kauf genommen.

Solche Konsequenzen aushalten zu können, ist eine neue Herausforderung im Team. Diese Haltung müsse sich erst entwickeln, dauere »beim einen kürzer, beim anderen länger«, meint Projektleiter Deppner. Dies wurde auch in den Diskussionen beim PartiSel-Tag deutlich, wo sich viele auch Gedanken über die damit verknüpfte Verantwortung machten. »Wie passen die angestrebte Selbstbestimmung und unsere Fürsorgepflicht zueinander?«, formuliert es Kathrin Frerichs. »Was ist, wenn sich ein Bewohner selbst schädigt?«

»Müssen den Versorgungsscharakter auflösen«

Es sei ein Spannungsfeld, räumt Christoph Schluckebier ein, die Antwort darauf sei »immer individuell und personenbezogen«. Das von Maria Montessori bekannte Credo »Hilf mir, es selbst zu tun« sei zwar Leitprinzip, viele Entscheidungen dürfe man aber ohnehin nicht alleine treffen, sondern nur mit den Angehörigen oder den gesetzlichen Betreuern zusammen. Dinge auszuhandeln werde deshalb immer mehr Bestandteil der Arbeit. Für Frank Schwanz steht dennoch fest: »Wir müssen den Versorgungsscharakter auflösen und dabei alle mitnehmen. Die Mitarbeitenden, die Bewohner und auch die Angehörigen.«

Nur so können sich dann auch die angestrebten Erfolge einstellen. Kathrin Frerichs berichtet von einer Bewohnerin, die nun ihre Kleider für den nächsten Tag eigenständig zusammenstellt. Man müsse sie auch nicht mehr daran erinnern. »Kann sein, dass mal ein Wäschestück fehlt, aber sie möchte das jetzt selbst«, freut sich Frerichs. Und Frank Schwanz erzählt begeistert von jenem Bewohner, der »sich selbst entschieden hat, nun doch alleine rauszugehen«. Er hatte sich einfach getraut. Und nur so habe man erkannt, dass der junge Mann orientiert ist und auch verkehrssicher. Auch dessen Eltern sei so die vorherige Angst genommen worden, betont der Bereichsleiter. Was bleibe, so Schwanz, sei das ganz normale Lebensrisiko: »Wie bei uns allen.« //



Projektleiter Daniel Deppner (Mitte) und seine Kollegen setzen auf die Potenziale und Ressourcen der Bewohner im Heilpädagogischen Verbund.



Info

- ➔ **PartiSel**, Kurzform für Partizipation und Selbstbestimmung, startete 2017 im Heilpädagogischen Wohnhaus der Graf Recke Stiftung in Hilden als Pilotprojekt unter der Leitung des Heilerziehungspflegers und angehenden Sozialpädagogen Daniel Deppner. Der Mitarbeiter der Stiftung hatte das Konzept ausgearbeitet und gemeinsam mit den Bereichsleitern, den Mitarbeitenden und den Bewohnern weiterentwickelt. Seit Anfang des Jahres vermittelt Deppner PartiSel nun auch an den teilstationären Einrichtungen des Heilpädagogischen Verbunds der Stiftung in Ratingen. Der Projektleiter schulte nach und nach die Beteiligten, organisierte unter anderem einen Fachvortrag und Mitte Mai einen PartiSel-Tag für Mitarbeitende. Das Projekt wird aus Kollektivismitteln der Evangelischen Kirche im Rheinland gefördert.

»Nicht der Dienstplan entscheidet, wann ein erwachsener Mensch ins Bett geht, sondern er selbst.«



Hilfe in der Fremde

Migrantinnen und Migranten suchen bei psychischen Problemen seltener professionelle Unterstützung als der Bevölkerungsdurchschnitt. Spezielle Koordinierungsstellen sollen dem entgegenwirken. Simone Heil tut dies bei der Graf Recke Stiftung im Sozialpsychiatrischen Kompetenzzentrum Migration (SPKoM) von Düsseldorf aus. Die Diplom-Pädagogin versteht sich als Vermittlerin auf institutioneller Ebene, ist Ansprechpartnerin für Ämter, Schulen oder Vereine. Und das kommt an.

Von Achim Graf

Rund ein Viertel der Einwohnerinnen und Einwohner in Nordrhein-Westfalen haben einen Migrationshintergrund. Doch in den sozialpsychiatrischen Unterstützungseinrichtungen bildet sich diese Personengruppe landesweit keinesfalls in dieser Größenordnung ab. Das verwundert allein deshalb, da viele auf ihrem Weg nach Deutschland auch Belastendes, zum Teil sogar Traumatisierendes erlebt haben. Die Barriere, sich bei psychischen Problemen Hilfe zu holen, ist für viele offensichtlich zu hoch. »Wir wollen daran etwas ändern, den Fokus auf diese Menschen richten«, sagt Simone Heil. Vor gut eineinhalb Jahren startete dafür in Düsseldorf bei der Graf Recke Stiftung das SPKoM.

Damit wäre das Komplizierteste an Simone Heils Arbeitsplatz wohl schon benannt, dessen Bezeichnung: »Sozialpsychiatrisches Kompetenzzentrum Migration« nennt sich die Koordinierungsstelle der Stiftung im Trägerverbund mit den Sozialpsychiatrischen Zentren (SPZ) des Landschaftsverbandes Rheinland (LVR) offiziell. Dass die Einrichtung trotz des schwierigen Namens für Einwanderer mit psychischen Problemen in Düsseldorf, Neuss und im Rhein-Kreis Neuss vieles leichter machen wird, davon allerdings sind die Beteiligten gleichermaßen überzeugt.

Simone Heil will sensibilisieren

Dabei richtet sich Simone Heils Aufmerksamkeit nicht auf die Migrantinnen und Migranten selbst, es geht ihr um Institutionen, die mit ihnen unmittelbar zu tun haben, um Ämter und Schulen, um Kliniken oder Beratungsstellen. Die Verantwortlichen dort würden dafür sensibilisiert, dass das Tabu einer psychischen Erkrankung in anderen Kulturen noch weitaus stärker ausgeprägt sein könne als im Bevölkerungsschnitt, meint Heil. Sich Hilfe zu suchen, fällt ihnen dadurch häufig schwer. Dafür ein Bewusstsein zu schaffen, auch für den speziellen Unterstützungsbedarf dieser Gruppe, das sei ein wichtiges Ziel des SPKoM.

Im Büro der 52-jährigen an der Grafenberger Allee in Düsseldorf sollen hierfür »interkulturelle Kompetenzen und Erfahrungen gebündelt werden, um den Prozess der interkulturellen Öffnung weiter voran zu bringen«, so lautet der offizielle Auftrag. Das Ziel sei, »Menschen mit Migrationshintergrund in das psychosoziale Hilfenetz zu holen«, so sagt sie es selbst. Dafür erarbeitet Simone Heil mit ihren Kolleginnen und Kollegen aus den anderen Koordinierungsstellen im Rheinland derzeit gemeinsame Leitlinien. Modellhaft wurden bereits zielgruppenspezifische Angebote entwickelt, auch Fortbildungen zu Themen wie diversitätsbewusster Haltung gehören dazu. Zudem ist ein Qualifikationskurs geplant.

Für die Diplom-Pädagogin, die seit 25 Jahren bei der Graf Recke Stiftung überwiegend im Wohnbereich arbeitet und dort weiter ein kleines Stundenkontingent hat, ist das eine reizvolle Aufgabe. Im Januar hat Heil die halbe Stelle im SPKoM von ihrer Vorgängerin übernommen, und wie für diese bestehe ihre derzeitige Hauptaufgabe im Koordinieren und Vernetzen. Bei den diversen Einrichtungen in Düsseldorf, in Neuss und im Rhein-Kreis Neuss bekannt zu werden, sei wichtig, sagt sie.

In vielen Fällen seien die Sozialpsychiatrischen Zentren die richtige Anlaufstelle, wenn Migrantinnen und Migranten in seelische Not geraten, sagt Simone Heil. Nur wissen das noch zu wenige. Doch es werden mehr, auch dank ihres Einsatzes im SPKoM. Sieben von insgesamt 67 solcher Einrichtungen liegen in ihrem Zuständigkeitsbereich, das Düsseldorfer SPZ in Trägerschaft der Graf Recke Stiftung sogar im gleichen Haus. Die Zentren sollen eine flächendeckende Versorgung gemeindepsychiatrischer Hilfen ermöglichen, sind Kontakt- und Beratungsstelle. Zum Abbau möglicher Sprachbarrieren haben diese durch den LVR seit Anfang 2017 zusätzlich so genannte Sprach- und Integrationsmittler (SIM) an die Hand bekommen.

Ganz viele Türen gehen auf

Und so konnte Simone Heil schon in vielen Fällen Betroffene schnell an das jeweils zuständige SPZ weitervermitteln. Sei es, dass ein Sozialamt einen Übersetzer für den Arztbesuch eines Einwanderers suchte oder eine Schule Unterstützung beim Gespräch mit syrischen Eltern. »Das SPKoM selbst ist keine Hilfeinrichtung«, stellt Simone Heil klar. »Es ist eine Koordinierungsstelle auf institutioneller Ebene.«

Und das kommt offenbar an: »Für mich gehen mit meinem Anliegen ganz viele Türen auf, bis hin zu der eines Klinikleiters

vor kurzem in Neuss«, sagt Simone Heil voller Freude. Es begegne ihr viel Offenheit und Engagement beim Thema psychisch erkrankter Migranten und Flüchtlinge, sei es an Hochschulen oder bei Kulturvereinen. Doch auch gewisse Ressentiments hat sie bereits erlebt.

Und deshalb berichtet die Pädagogin auch so begeistert über ein aktuelles Projekt, bei dem ganz viele Düsseldorfer Akteure mitmischen: Ab Herbst wird direkt hinter dem Hauptbahnhof das »Atrium« öffnen. Mitten in der Stadt und in einem lebendigen Umfeld soll der Raum eine niederschwellige Kontaktstelle sein für Menschen mit Migrationshintergrund und psychischen Beeinträchtigungen, aber auch für interessierte Bürger. Grundsätzliches Ziel sei es, die Arbeit der SPZ bekannt zu machen, betont Simone Heil. Dafür werden auch Beratungen und Fortbildungen stattfinden, Lesungen und Ausstellungen. »Es stellt ein interdisziplinäres Angebot dar, das die Menschen in der Bewältigung ihres Alltags unterstützen und ihre Teilhabe am Leben in der Gemeinschaft fördern soll«, sagt sie.

Damit das funktioniert, wird die Stadt nicht nur eine Vollzeitstelle für das Atrium finanzieren. Neben dem Amt für Migration und Integration, dem Kultur- sowie dem Sozialamt seien die Psychiatriekoordination der Stadt genauso beteiligt wie die Wohlfahrtsverbände, die SPZ und eben auch das SPKoM. »Zum ersten Mal gibt es eine Kooperation von so vielen Partnern im sozialpsychiatrischen Kontext«, freut sich Simone Heil. Sie selbst möchte im Atrium regelmäßig ein offenes Frühstück anbieten, willkommen sei jeder. Und auch die Absicht bleibt laut der 52-jährigen stets dieselbe: »Menschen einladen, informieren und vermitteln.« //

➔ Der Landschaftsverband Rheinland (LVR) fördert insgesamt sieben Sozialpsychiatrische Kompetenzzentren Migration (SPKoM). Aufgabe ist es, den Zugang zu den bestehenden gemeindepsychiatrischen Einrichtungen für Migrantinnen und Migranten zu verbessern. Die Zentren entwickeln modellhaft zielgruppenspezifische Angebote. Sie beraten zudem Einrichtungen, Verbände und Organisationen bei interkulturellen Fragen. Das erste SPKoM entstand 1998 in Köln, ein weiteres 1999 in Duisburg. Nach und nach kamen weitere Zentren dazu, vom westlichen Rheinland bis ins Bergische Land. Seit dem 1. Januar 2017 ist mit dem SPKoM Mittleres Rheinland die flächendeckende Versorgung gewährleistet. Nach einer gemeinsamen Bewerbung teilen sich der RehaVerein Mönchengladbach und die Graf Recke Stiftung dessen Verantwortungsbereich: Der RehaVerein ist für Mönchengladbach sowie die Kreise Viersen und Heinsberg zuständig, die Graf Recke Stiftung für Düsseldorf, Neuss und den Rhein-Kreis Neuss.

Das Düsseldorfer SPKoM ist erreichbar unter spkom@graf-recke-stiftung.de oder telefonisch unter 0211. 67 08-41.

»Viel für seine Software getan«

Als Ahoora Anfang der 1990er Jahre nach Deutschland kam, schien es gut zu laufen. Doch plötzlich war alles anders: Ahoora wurde psychisch krank und suchte jahrelang nach geeigneter Hilfe. Heute möchte er mit seinen Erfahrungen anderen Menschen helfen.

Von Roelf Bleeker

Als Ahoora das erste Mal erkrankte, war es sein Bruder, der ihn zum Psychiater brachte. »Ich hatte null Ahnung, wo ich Hilfe kriege«, berichtet Ahoora. »Ich habe nur gesagt: Es geht mir nicht gut. Bring mich zu einem Arzt, irgendeinen.« Der Gang zum Psychiater gefiel ihm gar nicht, die Diagnose »Psychose« noch weniger. »Ich habe das nicht geglaubt. Ich war in meiner Welt so davon überzeugt, dass ich nicht krank bin.«

Das war 1995. Ahoora war damals seit fünf Jahren in Deutschland. Er arbeitete als Kommunikationselektroniker in Stuttgart. Seine Sprachkenntnisse waren begrenzt, sein Wissen um Wege zur Hilfe für psychisch erkrankte Menschen gleich Null.

Ahoora – das ist der Spitzname des heute 52-Jährigen seit Kindertagen. Geboren und aufgewachsen ist er im Iran. Ahoora selbst bezeichnet sich als Perser. Das Land verlassen hat er 1990 aus politischen Gründen. Psychische Probleme hatte er dort nicht. Auch in Deutschland lief es anfangs nicht schlecht: Ahoora beantragte Asyl und wurde anerkannt. Er machte eine Ausbildung zum Kommunikationselektroniker und fand einen Job. Und er heiratete.





»Manchmal denke
ich, ich bin faul. Aber
ich weiß inzwischen,
dass ich krank bin.«



Ahoora arbeitet heute im Café des Sozialpsychiatrischen Zentrums.

Klingt nach einer runden Sache. Bei näherer Betrachtung aber kostete das alles Ahoora mehr Kraft, als er damals ahnte. Abgesehen davon, dass seine Frau ihn später verließ, waren es rückblickend wohl gerade die Anfangsjahre in Deutschland, die Ahoora zugesetzt hatten. »Ich hing nach meiner Ankunft in Stuttgart zwischen Erde und Luft«, sagt er. »Ich durfte nicht arbeiten. Mein iranisches Abitur wurde nicht anerkannt. Ich konnte nicht studieren. Ich sah keine Perspektiven.«

Ein jahrelanger Drehtüreffekt

Für Ahoora begann ein jahrelanger Drehtüreffekt: rein in die Klinik, raus aus der Klinik, rein, raus. Er fühlte sich im Sinne des Wortes »schlecht behandelt«. Heute hat er für sich analysiert: »Der Arzt hat mich damals nur neurologisch behandelt. Der hat sich nur um meine Hardware gekümmert. Die Medikamenteneinstellung, die war gut. Aber meine Psyche wurde nicht behandelt.«

Nachdem seine Frau ihn verlassen hatte, ging Ahoora 2002, inzwischen in Deutschland eingebürgert, zunächst zurück nach Teheran (»Ich wollte nicht allein sein!«), um ein Jahr später nach Deutschland zurückzukommen. Jedoch nicht nach Stuttgart, sondern nach Düsseldorf. »Ich wollte neu anfangen!«, sagt er. Einen Job fand er nicht mehr und mehrere Versuche, das deutsche Abitur zu machen, scheiterten. Immer wieder suchten ihn Psychosen heim und »ich bin wieder in der Klinik gelandet«.

Gut drei Jahre später surfte Ahoora in seiner Wohnung in Derendorf durchs Internet und stieß auf die Graf Recke Stiftung. »Da las ich von offenen Angeboten und einem Café. Damals bin ich erstmal zu Kaffee und Kuchen hingegangen«, erzählt er. Zunächst kam er in die Tagesstätte des Sozialpsychiatrischen Zentrums (SPZ). »Da kann der Klient kommen, wann er mag«, erklärt Mitarbeiterin Bernadette Rossol. Inzwischen arbeitet Ahoora im Café des Sozial-

psychiatrischen Zentrums. Drei Mal in der Woche drei Stunden Tagesstruktur. Darüber hinaus nutzte Ahoora auch viele andere Angebote der Tagesstätte. »Er hat viel über seine Erkrankung wissen wollen und gefragt, er hat regelmäßig an der psychoedukativen Gesprächsrunde teilgenommen und war immer sehr motiviert«, berichtet Rossol, die ihn von Anfang an in der Graf Recke Stiftung begleitete. Und seinen Vergleich mit der »Hardware« aufgreifend sagt Rossol lachend: »Ahoora hat viel für seine Software getan!« Ahoora lacht mit und sagt: »Ich kam mit meiner Krank-

heit immer besser zurecht.« Er gründete einen »Englisch-Stammtisch«, an dem Klienten und auch »externe« Gäste (unter anderem seine Freundin) miteinander englisch sprechen. »Ich hatte die Idee, damit mein Englisch zu verbessern. Das war also eine egoistische Idee«, scherzt Ahoora.

Auch die Familie hat die Krankheit akzeptiert

Nochmal auf dem so genannten ersten Arbeitsmarkt Fuß zu fassen, diese Hoffnung hat der gebürtige Perser aufgegeben. »Das schaffe ich nicht mehr. Manchmal denke ich, ich bin faul. Aber ich weiß inzwischen, dass ich krank bin.« Auch seine Familie habe das akzeptiert und tröste ihn immer wieder, wenn ihn Selbstzweifel quälten.

Ahoora kann seine Krankheit heute reflektieren. Er sagt, dass seine anfänglichen Probleme in Deutschland mit die Ursache seiner Erkrankung sein könnten, es aber ein ganzes »Netz von Ursachen« sei. In der Klinik war er schon seit Jahren nicht mehr. Und auch wenn eine feste Arbeitsstelle für Ahoora in weite Ferne gerückt ist, hat er für seine Zukunft konkrete Pläne: Er will die EX-IN-Ausbildung machen. In dieser werden Menschen, die selbst Psychiatrie-Erfahrungen gemacht haben, vom Landschaftsverband Rheinland (LVR) zu »Genesungshelfern« ausgebildet. Die Finanzierung müsse noch geklärt werden, aber Ahoora ist zuversichtlich, dass es nächstes Jahr losgeht. Er kann es kaum erwarten, denn: »Ich selbst habe erst ganz langsam und mit der Zeit entdeckt, wo man Hilfe bekommt. Ich möchte mein Wissen weitergeben und anderen helfen.«

Denn so einen wie den Ahoora von heute hätte der Ahoora von vor über 20 Jahren auch gut gebrauchen können. //

Die naive Frage?

Es gibt keine dummen Fragen, nur dumme Antworten? Unsinn, natürlich gibt es dumme Fragen! Oder sagen wir: naive Fragen. Und die muss man auch mal stellen dürfen. Und dann merkt man manchmal, dass die Frage tatsächlich gar nicht mal so dumm ist – beziehungsweise die Antwort klug. Deshalb fragen wir die, die es wissen müssen, das, was wir immer schon wissen wollten, aber uns – normalerweise – nicht zu fragen trauen...

Warum benötigen Geflüchtete mit psychischen Erkrankungen ein besonderes Angebot, Frau Eßer?

Aufgrund der Kombination von psychologischen und rechtlich-sozialen Fragen reichen standardisierte Behandlungskonzepte alleine nicht aus. Zum einen sind geflüchtete Menschen von Gewalterfahrungen und Entwurzelung oft stark traumatisiert. Und dann bewegen wir uns bei Geflüchteten vor einem rechtlichen Hintergrund, aus dem heraus sich eine ganze Reihe von speziellen Fragen zur Lebenssituation stellen: Wo muss man wohnen? Darf man arbeiten? Werden die Kosten einer gängigen Behandlung übernommen? Unsere Klientinnen und Klienten haben häufig Angst vor einer Abschiebung, sie wollen arbeiten, haben aber keine Erlaubnis, leben unter belastenden Bedingungen in Gemeinschaftsunterkünften.

Das sind nur einige Beispiele dafür, was anders sein kann und warum es hier meist mehr Klärungsbedarf gibt. Und dann braucht man natürlich auch eine gemeinsame Sprache. Wir arbeiten daher in vielen Fällen im therapeutischen Setting mit Sprachmittlerinnen und -mittlern und bieten auch Sozialarbeit und Beratung an. Therapie alleine ist meist nicht ausreichend.

Und ja, es kann auch besondere Tabus aus der Herkunftsgesellschaft geben, die zum Hindernis werden können: Worüber darf man reden? Welche Konsequenzen hat die Nutzung psychiatrischer Angebote? In anderen Ländern kann die Nutzung zu einem Stigma mit gravierenden Konsequenzen wie radikaler Ausgrenzung und dem Verlust von Arbeitsmöglichkeiten führen. Diese Ängste bringen die Geflüchteten natürlich mit. //



Barbara Eßer leitet das Sozialteam des Psychosozialen Zentrums für Flüchtlinge Düsseldorf (PSZ). Es wurde 1987 gegründet. Die 15 Psychosozialen Zentren für Flüchtlinge und Folteropfer in Nordrhein-Westfalen arbeiten in einem Netzwerk zusammen und bieten Psychotherapie, Beratung und Sozialarbeit für Flüchtlinge, die durch Verfolgung, Folter, Haft, Krieg und durch die Flucht traumatisiert oder die psychisch erkrankt sind. Für alle, die beruflich oder ehrenamtlich mit Geflüchteten zu tun haben, bieten die PSZ Informationen, Fachberatung, Fortbildungen und zum Teil auch Supervision. Der Bedarf ist laut Eßer immens: »Die Nachfrage übersteigt die Zahl derer, die wir aufnehmen können, ungefähr um das Dreifache.«

🔗 www.psz-duesseldorf.de

*Haben Sie auch eine naive Frage?
Und wem wollen Sie sie stellen?
Schreiben Sie uns an
info@graf-recke-stiftung.de
Vielleicht finden wir ja eine Antwort...*



Ein Sommer Anfang der 1970er Jahre. Messdienerfreizeit im Kleinwalsertal. Klein ist damals auch der Teilnehmer Reimund Weidinger, genauer gesagt: elf Jahre alt. Groß dagegen ist der Widderstein, nämlich über 2.500 Meter hoch. Und groß ist auch Reimund Weidingers Enttäuschung, als der Kaplan jenen eine Bergwanderung in Aussicht stellt, die dafür das richtige Schuhwerk dabei haben. Traurig blickt der Elfjährige an sich herunter: Keine Chance in seinen Wildleder-Halbschuhen!

Der kleine Reimund Weidinger will sich nicht damit abfinden, dass er nicht zu der Gruppe gehören soll, die den Großen Widderstein besteigen darf. Am Abend legt er sich in voller Montur ins Stockbett und lauscht in die Dunkelheit, bis er morgens hört, wie sich die Gruppe leise für den Abmarsch vorbereitet. Und als es losgehen soll, stellt er sich einfach

Seiten

Was machen Sie eigentlich,
wenn Sie nicht im Dienst sind?

blick!



Der Berg ruft

Von Roelf Bleeker

dazu. In seinen Wildleder-Halbschuhen. Und sagt: »Ich geh mit!«

Um es kurz zu machen: So viel Einsatz sollte belohnt werden und er durfte mit. »Ich war sogar der fitteste der Gruppe!«, erinnert sich Reimund Weidinger. Und seine Leidenschaft für die Berge war geboren. »Wenn ich einen sehe, muss ich da hoch!« Das gilt bis heute. Auch wenn der heutige Leiter des Geschäftsbereichs *Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik* inzwischen nicht mehr so steile Hänge kraxelt wie einst, zieht es ihn im Urlaub immer wieder in die Bergwelt. Für ihn ist »jeder Aufstieg immer auch gleichzeitig ein innerer Aufstieg hin zu einer Aussicht mit Weite«.

Einige Jahre nach der Messdienerfreizeit ging Reimund Weidinger für sechs Wochen in die Berge, 2.000 Meter über dem Meeresspiegel. Er war schon damals Mitglied des Deutschen Alpenvereins, Sektion

Rheinland. Der Alpenverein sucht unter seinen Mitgliedern regelmäßig solche, die für eine Zeit die »Schutzhütten« des Vereins hüten. »Hüttenwart« heißt dieser dann. Reimund Weidinger hat das zwei Mal im Allgäu gemacht, zu seiner Schulzeit und später während des Zivildienstes. Natürlich in seiner Ferien- beziehungsweise Urlaubszeit.

An diese Zeiten erinnert er sich mit großer Begeisterung. Zweimal die Woche ging es mit dem Rucksack ins Tal, um Lebensmittel zu holen – für die eigene Versorgung oder auch für rastende Wanderer. Die Schutzhütten wurden auch »Nothütten« genannt und dien-

Wenn der Berg ruft, kann Reimund Weidinger sich diesem nicht verweigern. »Wenn ich einen sehe, muss ich da hoch!«, sagt der Leiter des Geschäftsbereichs *Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik*. Den Grundstein für die große Liebe zur Höhenluft legte eine Messdienerfreizeit im Kleinwalsertal. Und für einige Wochen war Reimund Weidinger sogar ein Bergbewohner.

ten entsprechend den Bergwanderern als Übernachtungsmöglichkeit. Dort erwartete sie damals ein bärtiger junger Mann, der sein Herz an die Berge verloren hat.

Beim Googeln nach der alten Schutzhütte im Allgäu erlebt Reimund Weidinger dann noch eine – nicht besonders freudige – Überraschung: Das 130 Jahre alte Steinhaus wurde 2017 komplett um- und ausgebaut. Heute »empfängt der moderne Holzbau«, so die Selbstbeschreibung der Betreiber, »seine Gäste mit lichtdurchfluteten, geräumigen Aufenthaltsräumen und Schlafplätzen«.

Was bleibt, sind die Erinnerungen. //

Ein Plus an Lebensqualität

Von Achim Graf

Jeden Tag kommen bis zu 18 Gäste in die Tagespflege im Erdgeschoss des neuen Quartiershauses der Graf Recke Stiftung. Die an Demenz Erkrankten essen hier gemeinsam, singen oder trainieren ihr Gedächtnis. Von den Möglichkeiten in den freundlichen Räumen sind nicht nur die Seniorinnen und Senioren ganz begeistert.



Indira Rychwalski begrüßt Herrn Wagner drei Mal in der Woche in der Tagespflege.

Seit Mitte Juli kommt Herr Wagner drei Mal in der Woche ins Quartiershaus Am Röttchen in Düsseldorf-Unter-rath, um hier den Tag zu verbringen. »Am liebsten würde ich jeden Tag herkommen« sagt er und lacht. Der 92-Jährige mag einfach alles hier: die Sauberkeit, seinen Sies-ta-Sessel »und dass hier alle so freundlich sind«. Herr Wagner lächelt Indira Rychwalski an.

Die freut sich sehr über das Kompliment, das sie und ihre fünf Kolleginnen in der Tagespflege meint. Mitte Juli habe man den Betrieb aufgenommen, bereits jetzt seien fast alle der 18 Plätze belegt, berichtet die Leiterin der Tagespflege. »Allerdings nie in der gleichen Zusammensetzung.« Manche Gäste kämen nur einmal in der Woche, die meisten zwei oder drei Mal. Nur eine Dame sei von Montag bis Freitag Gast. Das hänge von den Wünschen der Angehörigen und der Gäste wie auch von den Finanzierungsmöglichkeiten ab.

Für die Angehörigen sei die Tagespflege eine große Entlastung, weiß Indira Rychwalski. Eine Angehörige habe ihr vor kurzem erzählt, dass sie nun zum ersten Mal seit Jahren wieder zum Einkaufen in der Stadt war. Das sei ein so großes Plus an Lebensqualität. Die pflegenden Partner oder Kinder seien »so unheimlich dankbar«.

Das gilt zweifellos auch für die Gäste selbst, die alle an Demenz leiden und eine Pflegestufe aufweisen. Weitere Beschwerden oder Krankheiten kommen oft noch hinzu, von Diabetes bis zu Schizophrenie. »Die einzige Einschränkung: Wir müssen schauen, ob wir das von der Betreuung her leisten können«, sagt Rychwalski, die zuvor Leiterin der Tagespflege des Neukirchener Erziehungsvereins in Krefeld war. Was jedoch für alle Gäste in gleichem Maße gelte: »Demenzkranken Menschen brauchen Struktur.«

Nachdem ein individueller Fahrdienst jeden Klienten von Zuhause abgeholt und zum Quartiershaus gebracht hat, beginnt der Tag daher für alle mit einem gemeinsamen Frühstück. Danach wird aus der Zeitung vorgelesen und dabei oft auch angeregt diskutiert. Nach einer anschließenden Bewegungsrunde können die Gäste wählen, ob sie am Gedächtnistraining teilnehmen oder am Hauswirtschaftsprogramm.

Die Essensversorgung erfolgt über einen System-Anbieter, aber manche Gerichte wie Nachtisch oder Kuchen werden auch zusammen mit den Tagesgästen zubereitet. »Gestern haben wir beispielsweise gemeinsam einen Pudding gemacht«, sagt Indira Rychwalski. Die Zeit bis zum Mittagessen verfliegt somit schnell, davor und danach wird zusammen gebetet. Für



1. & 2.OG
Wohn-
gemeinschaft

EG
Quartiersbüro
& Tagespflege



die anschließende Mittagsruhe hat jeder Gast einen bequemen Siesta-Stuhl, den auch Herr Wagner so gerne mag. Indira Rychwalski ist ebenfalls begeistert über die Möglichkeiten im neuen Haus. »Wir haben so viel Platz, das Wohnzimmer, die Ruheräume, den Essbereich und die offene Küche«, meint sie. Das alles in hellen, freundlichen Farben.

Perfekte Bedingungen also für eine zuweilen anstrengende Arbeit, wie Rychwalski freimütig einräumt. Man müsse in diesem Job extrem flexibel sein, könne wenig planen, sagt sie. Doch ihre Kolleginnen und sie liebten, was sie tun. »Wir arbeiten mit Menschen – und die sind individuell«, erklärt sie. »Ihre Bedürfnisse stehen absolut im Mittelpunkt.« Die zuständige Einrichtungsleitung Birgit Kleekamp ergänzt: »Unter der fachkundigen Anleitung der Mitarbeitenden und in der Gemeinschaft mit anderen Senioren kommen manche Fähigkeiten wieder zu Tage, die das Leben für die Betroffenen lebenswert und gut machen!« Es gebe Gäste, die zuvor in der häuslichen Umgebung nicht mehr gesprochen haben und nicht allein essen konnten und diese Fähigkeiten in der Tagespflege zurückgewonnen hätten, so Kleekamp.

Die Bedürfnisse der Gäste stehen im Mittelpunkt – das gilt auch für das Programm nach dem Nachmittagskaffee. Manchem Gast sei dann eher nach Ruhe, »da ist auch die Konzentration nicht mehr so da«, erläutert Indira Rychwalski. Andere singen dann zusammen, hören Musik, malen etwas oder lassen sich aus Märchenbüchern vorlesen. Herr Wagner hat sich für heute noch nicht entschieden. Dafür schwärmt er noch immer vom Mittagessen. »Das Essen«, meint der 92-Jährige, »das schmeckt wie damals bei meiner Oma.« Und jetzt muss Indira Rychwalski lächeln. //



»Wir arbeiten mit Menschen – und die sind individuell. Ihre Bedürfnisse stehen absolut im Mittelpunkt«

Indira Rychwalski,
Leiterin der Tagespflege

Basis der mobilen Pflege

Der Pflegedienst *recke:mobil* liegt, ebenso wie das stationäre Haus Zum Königshof, in unmittelbarer Nähe des Quartiershauses Am Röttchen. *recke:mobil* soll es pflegebedürftigen Menschen ermöglichen, ihr Leben in den eigenen vier Wänden zu gestalten und dabei pflegerisch bestens versorgt zu sein. Das gilt für die Mieter im Quartiershaus Am Röttchen genauso wie für insgesamt 120 Klienten im Düsseldorfer Stadtteil Unterrath. Qualifizierte Mitarbeitende bieten vom Röttchen aus altersbedingte fachgerechte pflegerische oder medizinisch-pflegerische Hilfe und Unterstützung im eigenen Zuhause – an sieben Tagen in der Woche, auch an Sonn- und Feiertagen.

Teilhabe am Gemeinschaftsleben

Das neue Stadtteilbüro im Erdgeschoss des Quartiershauses Am Röttchen in Unterrath, soll eine Schnittstelle sein zwischen dem Stadtteil und den Einrichtungen der Graf Recke Stiftung. In diesem Sinne beraten die Mitarbeitenden vor Ort Interessierte über die verschiedenen Unterstützungsangebote der Stiftung für Senioren und Pflegebedürftige. Doch es geht nicht nur um die Beantwortung von Fragen rund um Pflegebedürftigkeit. Auch die Aktivierung der Mitbürger zur Teilhabe am Gemeinschaftsleben hat man sich zur Aufgabe gemacht. Ein fachlich ausgebildeter Quartiersmanager steht den Menschen im Haus dafür genauso als Ansprechpartner zur Verfügung wie den Nachbarn. Auf diese Weise soll das Quartiershaus zu einem selbstverständlichen Teil des Lebens in Unterrath werden.



»Die Mieter entscheiden, wie der Tag verlaufen soll.«

Monika Holc,
Leiterin der Wohngemeinschaft

Im Zweifel nicht alleine

Zehn Seniorinnen und Senioren leben im Obergeschoss in einer ganz besonderen Wohngemeinschaft. Die Mieter behalten dort ihre Selbstständigkeit und können auf Wunsch dennoch Unterstützung in Anspruch nehmen. Diese ist so individuell wie die Menschen selbst.

Von Achim Graf

Eine Wohngemeinschaft verbindet man fast schon automatisch mit dem Leben von Studenten. In der WG im Quartiershaus Am Röttchen allerdings studiert niemand mehr, die Mieter genießen längst ihren Ruhestand. Und doch haben sich die Seniorinnen und Senioren für diese Form des gemeinsamen Wohnens entschieden. Hier ist jeder für sich – und im Zweifel doch nicht alleine.

Eleonora Riedel ist im Juli in Unterrath eingezogen. Sie kommt aus Koblenz, wo sie viele Jahre in einer eigenen Wohnung gelebt hat. Doch der Alltag wurde wegen einer Gehbehinderung für sie zunehmend beschwerlicher. Die Entscheidung, in die Nähe ihres Sohnes und der Schwiegertochter zu ziehen, die im Rheinland leben, ist ihr dennoch schwer gefallen, wie sie gesteht. »Ich hatte mich an das Leben alleine gewöhnt«, sagt die 89-Jährige. Umso wichtiger ist es für sie, dass sie nicht nur in ihrem Zimmer weiterhin das Sagen hat.

Es ist eben kein Seniorenheim, in das Eleonora Riedel umzog. Es ist eine normale Wohnung. »Mit dem Unterschied, dass

noch neun andere Menschen hier leben«, sagt Monika Holc. Sie ist Leiterin der neuen Wohngemeinschaft Am Röttchen und betont, dass in dieser alleine die Mieter entscheiden, was passiert und wie der Tag verlaufen soll. Man biete Unterstützung an, mache auch Freizeitangebote wie einen Leseabend oder Backen, das schon. Inwieweit dies in Anspruch genommen werde, sei aber völlig frei.

Noch befinden sich die neuen Mitbewohner laut Monika Holc in der Kennlernphase, jeder bringe ja seine eigene Biografie mit. »Wir haben ja alle so unsere Macken«, präzisiert Eleonora Riedel mit einem Augenzwinkern. Diese zu entdecken, dafür eignet sich etwa ein gemeinsames Grillen oder ein Kartenspiel auf der Dachterrasse. Welche Kräuter und Obststräucher dort wachsen, wird in der Gemeinschaft entschieden. Und doch bringt sich bei der Bepflanzung und Pflege dann jeder mit seinen eigenen Fähigkeiten ein.

Beim Kochen jedenfalls profitierten alle von der Erfahrung von Frau Riedel, sagt Monika Holc. Selbst die Mitarbeitenden, die hier Präsenzkkräfte heißen, könnten bei ihr lernen. Auch dass die 89-Jährige zwei Mal in der Woche alleine zur Krankengymnastik geht, sei im Sinne des Konzepts:

Man wünsche sich, dass die Mieter im Quartier aktiv seien, auch Angebote außerhalb wahrnehmen. Eleonora Riedel tut das. Demnächst wolle sie zum ersten Mal zum Krafttraining gehen, sagt sie. »Und ich muss mir einen Friseur suchen.«

Jenny Brand, aktuell in der Ausbildung zur Präsenzkraft, könnte der Seniorin dabei Tipps geben. Oder es sein lassen, je nach Wunsch. »Ich unterstütze die Mieter beim selbstständigen Leben«, erläutert sie ihre Aufgabe. Das sei der Unterschied zum stationären Bereich, ergänzt Monika Holc, die zuvor im Seniorenzentrum Zum Königshof der Graf Recke Stiftung tätig war. Man sei hier vielmehr ein Multifunktionsteam aus den Bereichen Hauswirtschaft, Betreuung und Pflege. »Wir helfen in etwa so, wie man es auch in einer Familie tun würde.«

Eleonora Riedel ist froh, »dass in der Wohnung immer jemand da ist, den man rufen kann«. Ihre Selbstständigkeit will sie hingegen keinesfalls verlieren, ihr Zimmer gestalten, wie sie es möchte, und auch nicht ständig beschäftigt werden. Sie wolle »nicht gelebt werden«, wie es die Seniorin ausdrückt. Man sei eine Wohn- und keine Lebensgemeinschaft, macht sie deutlich. Auch darin unterscheidet sich diese besondere WG nicht von den meisten anderen. //



In den warmen Sommertagen konnte die Terrasse schon gut genutzt werden. Im nächsten Jahr wird sie komplett fertig und auch attraktiv begrünt sein.

Eine Bereicherung für alle

Alexandra Evers sollte in einem Pilotprojekt Angehörige von an Demenz Erkrankten im Walter-Kobold-Haus unterstützen. Doch die Psychologin hat im Laufe des ersten Jahres ihr Tätigkeitsfeld deutlich ausgeweitet. Längst profitieren auch die Bewohner und die Mitarbeitenden von ihrer Arbeit. Und sie selbst.

Von Achim Graf

In den Niederlanden ist vieles etwas anders als in Deutschland: Fenster haben meist keine Gardinen, Holz taugt dort zur Schuhherstellung und zum Frühstück gibt es Schokostreusel aufs Brot. Doch auch die Arbeit in niederländischen Einrichtungen für Senioren unterscheidet sich. Dass sich neben Ärzten und Pflegern auch Psychologen um die Bewohner kümmern, ist bei unseren Nachbarn völlig normal. Insofern hat Alexandra Evers, die zuvor in Nimwegen als Psychologin in einem Seniorenheim tätig war, vor gut einem Jahr ein Stück Niederlande in die Graf Recke Stiftung gebracht.

Vor drei Jahren war die gebürtige Düsseldorferin mit ihrer Familie ins Rheinland zurückgekehrt und machte sich wenig später mit einer eigenen Praxis selbstständig. »Mir war klar, dass ich in dieser Form in Deutschland nicht mehr arbeiten werde«, begründet Alexandra Evers den damaligen Schritt. Und so bot sie der Leiterin des Seniorenzentrums Walter-Kobold-Haus in Düsseldorf-Wittlaer an, die Angehörigen von an Demenz Erkrankten zu beraten. Doch Birgit Kleekamp war von den Erfahrungen von Alexandra Evers so angetan, dass sie die Psychologin für 15 Wochenstunden direkt ins Haus holte.

Es ist ein Pilotprojekt, ein sehr erfolgreiches dazu. Erst jüngst wurde der Vertrag mit Alexandra Evers verlängert, auch wenn sich die Schwerpunkte ihrer Arbeit durchaus verändert haben. Mittlerweile, erzählt die 42-Jährige, sei sie längst nicht mehr nur für die Angehörigen da, sie begleite eben-

so Bewohner im Haus und sei Ansprechpartnerin für die Pflegekräfte, die sie auch gerne bei Teambesprechungen dazu holen. Und so ist es, im begrenzten Rahmen, im Walter-Kobold-Haus nun tatsächlich ein bisschen wie im Nachbarland. »Das zeigt mir, dass eine psychologische Unterstützung vielen gut tut«, sagt sie.

Damit meint Alexandra Evers zum einen die Bewohner, die sich »ja in einer neuen Gemeinschaft befinden, die sie sich nicht unbedingt ausgesucht haben«. Eine Behandlung biete sie im Rahmen ihres Auftrages allerdings nicht an, stellt Evers klar, es sei eine Begleitung. Häufig gehe es auch darum, einfach zuzuhören, gerade bei Menschen mit Demenz. »Die Themen reichen von der jetzigen Wohnsituation bis hin zu Kriegstraumata«, berichtet sie. Auch der Umgang mit den nun auftretenden eigenen Schwächen sei ein wiederkehrendes Thema, zudem Ängste und Belastendes.

Hier betritt Alexandra Evers nicht selten die Brücke zum Pflegepersonal, das dadurch zuweilen mit »herausfordernden Verhaltensweisen« der Bewohner umgehen müsse; das kann von Aggression bis Apathie reichen. Dabei gehe es jedoch nicht nur darum, das Team zu unterstützen, sondern vor allem, die dahinter liegenden Ursachen bei den Bewohnern zu ergründen. Wann etwa ziehe sich jemand total zurück, was passiere davor? Beobachtungen seien dafür wichtig, meist schaue sie sich auch die Biografien an. »Das ist wie eine Detektivarbeit«, sagt die Psychologin. »Und

manches Mal können schon kleine Veränderungen, zum Beispiel in der Wohnumgebung, viel bewirken.«

Doch nicht nur die Lebensqualität der Bewohner hat Alexandra Evers im Blick, es geht zudem um die Entlastung der Pflegekräfte. »Meine Aufgabe ist es auch, die Ressourcen im Team zu aktivieren«, betont sie. Das wird gerne angenommen, wie Christine Weyand vom Sozialtherapeutischen Dienst bestätigt. Auf eine solche Kollegin zurückgreifen zu können, sei in vielen Fällen hilfreich. »Der Blick wird weiter, wenn man interdisziplinär arbeitet«, sagt Weyand. »Das gibt uns ein Stück Sicherheit, weil wir uns selber besser reflektieren können.«

Die Angehörigen von Demenzkranken, für die das Pilotprojekt eigentlich gedacht war, tun sich dagegen oft schwer, Unterstützung zu suchen. Da spiele Scham eine Rolle, auch Schuldgefühle, sagt Alexandra Evers. »Dabei ist es normal, dass man traurig ist, auch manchmal wütend, wenn die Rollen in einer Beziehung sich derart ändern.« Sie könne nur dazu einladen, in dieser Situation Hilfe auch anzunehmen. In zwei Vorträgen im Walter-Kobold-Haus hat Evers deshalb bereits die emotionale Belastung von Angehörigen im Umgang mit Demenzkranken zum Thema gemacht. »Dass man trauert um einen Menschen, der noch da ist, das zerreißt einem das Herz«, weiß die Expertin.

Dass Alexandra Evers zu einer solchen wurde, ist nicht nur für das Walter-Kobold-Haus ein Glück, auch für sie



Alexandra Evers erlebt die menschliche Seite ihrer Arbeit im Walter-Kobold-Haus in all ihren Facetten.

»Der Blick wird weiter, wenn man interdisziplinär arbeitet.«

selbst. Nach einer Bankausbildung hatte die 42-Jährige zunächst Germanistik und BWL in Deutschland und England studiert, im Anschluss in den Niederlanden bei einem großen Unternehmen im Marketing gearbeitet. »Meine Freunde haben damals immer begeistert von ihrem Job erzählt, das fehlte bei mir«, erzählt sie. Und so nahm sie sich mit Ende 20 ein Herz und begann ein Psychologie-Studium in den Niederlanden, zuerst nebenberuflich, dann in Vollzeit.

Über ihre Abschlussarbeit und die anschließende Tätigkeit an der Uniklinik von Nimwegen hatte Evers dann erstmals Kontakt mit der Altenpflege bekommen, als sie bei einem Projekt über Depressionen bei Pflegeheimbewohnern mitgearbeitet hat. »Wir haben im Team ein Programm entwickelt, um Depressionen zu erkennen, zu diagnostizieren und zu behandeln, auch bei Demenz«, berichtet sie. Im Anschluss daran wechselte sie dann die Seiten, von der Wissenschaft in die praktische Arbeit in einem Pflegeheim. Sie wollte es so.

Früher hat Alexandra Evers in ihrer Arbeit oft »die menschliche Seite vermisst«. Diese erlebt sie als Psychologin und im Walter-Kobold-Haus nun in all ihren Facetten, stellt zugleich eine Bereicherung »für uns alle dar«, wie Einrichtungsleiterin Birgit Kleekamp betont. Doch die Mutter zweier Kinder erhöht durch ihre Arbeit nicht nur die Lebensqualität der anderen, auch ihre eigene. Jetzt, sagt sie mit einem Lächeln, erzähle sie gerne von ihrer Arbeit. //

Anke Bruns und ihr Team haben den Film über das Thema Heimerziehung gedreht.



Weg mit den Vorurteilen!

»Weg mit den Vorurteilen!« Mit diesem Aufruf zum Umdenken geht die Graf Recke Stiftung an die Öffentlichkeit. Der dazugehörige Film *Wir sind doch keine Heimkinder* ist fertig. Zwei Jahre lang hat die Journalistin Anke Bruns mit ihrem Team in und außerhalb der Stiftung gedreht. Sie hat mit Kindern und Jugendlichen aus den Wohngruppen gesprochen und ehemalige Heimkinder besucht. Herausgekommen ist nicht nur eine eindrückliche Dokumentation über das Leben im Heim damals und heute. Im Laufe der Dreharbeiten wurde der Autorin auch immer deutlicher: Heimkinder werden seit Jahrzehnten stigmatisiert, mit einem Mix aus Vorurteilen und alten Bildern konfrontiert.

Von Anke Bruns



Interview mit dem Geschäftsbereichsleiter, Blick aufs alte Kinderheim Neu-Düsseldorf, Hochseilgarten: Bilder aus dem Film *Wir sind doch keine Heimkinder!*

Vor drei Jahren hat der Leiter des Geschäftsbereiches *Erziehung & Bildung* Michael Mertens folgende These in den Raum gestellt: »Viele Menschen haben ein ganz falsches Bild vom Leben im Heim. Sie sehen das Heim als Gefängnis an. Ein Ort, an dem niemand freiwillig ist. Und ich glaube, das wirkt sich auch auf die Kinder aus. Sie schämen sich, laut zu sagen, dass sie im Heim leben.«

Viele Mitarbeitende aus der Stiftung stimmten ihm zu. Alle hatten das Bedürfnis, dieses Thema in die Öffentlichkeit zu tragen und dem Stigma Heim etwas entgegenzusetzen. Die Frage war nur: Wie? Die Antwort: Indem Kinder aus den Wohngruppen heute und ehemalige Heimkinder selber erzählen: Welchen Vorurteilen begegnen sie? Wie gehen sie damit um?

Erzählen die Kinder heute, wo sie leben? Oder verschweigen sie es? Aus Scham oder aus Angst. So wie es viele Kinder getan haben, die in den 50er, 60er oder 70er Jahren im Heim waren. Wie haben sie ihre Zeit im Heim erlebt? Gibt es Gemeinsamkeiten zwischen den Generationen?

Außerdem sollte der Film heutige und ehemalige Heimkinder zusammenbringen. Damit sie sich austauschen und voneinander lernen können.

Der Film ist nun fertig. In der knapp einstündigen Dokumentation wird sehr deutlich: Die vielen Vorurteile haben den Heimkindern schon früher, in der Nachkriegszeit, das Leben schwer gemacht – und das geht den Kindern und Jugendlichen heute noch genauso. »In der Schule sagen die immer, oh da sind schon wieder die Heimkinder. Wie ziehen die sich denn an?«, muss sich Andrew aus der Gruppe Talamod in Hilden ständig anhören. Heimkind, das ist alles, aber nichts Gutes. Ein Außenseiter. Manuel aus der Gruppe Talamod hatte schon manch eine Prügelei, weil ihn jemand als Heimkind beleidigt hat, erzählt er ganz offen. Die beiden Jungs wollen nicht als Heimkind bezeichnet werden. »Wir sind keine Heimkinder. Wir wohnen doch in einer Wohngruppe.« Viele Kinder und Jugendliche in der Graf Recke Stiftung sehen das ähnlich. Alexander, der Vorsitzende vom Kinder- und Jugendrat, hat kein Problem damit, als Heimkind bezeichnet zu werden. Er möchte aber, dass die Menschen ihr Bild vom Heim verändern. »Hier ist es ganz anders, als viele denken.«

Die Graf Recke Stiftung wird den Film über das Leben in den Wohngruppen heute und die Erlebnisse der Heimkinder früher im Herbst dieses Jahres veröffentlichen. Er soll dann bundesweit in Schulen, Jugendhilfe-Einrichtungen und an vielen anderen Orten gezeigt werden. Der Film und die anschließenden Diskussionen sollen dazu beitragen, Vorurteile über das Leben im Heim abzubauen. Das ist, wie der Film eindrücklich zeigt, dringend erforderlich.

Viele Kinder in den Wohngruppen trauen sich nicht, offen zu erzählen, wo sie leben. »Ich habe Angst, dann ausgeschlossen zu werden«, sagt die 14jährige Leonie. Deshalb schweigt sie lieber.



Info

→ Ein Aufruf zum Umdenken

Der Film von Autorin Anke Bruns, Petra Domres (Kamera) und Martin Radtki (Ton) hat eine Länge von 52 Minuten. Auftraggeber ist die Graf Recke *Erziehung & Bildung*. Das Projekt wird von der Diakonie Deutschland unterstützt. Weitere Unterstützer sind herzlich willkommen. Erscheinungstermin ist im November 2018.

Rückfragen beantwortet Geschäftsbereichsleiter Michael Mertens: erziehungundbildung@graf-recke-stiftung.de



Das kann Ilse Fetzer sehr gut nachvollziehen. Sie war in den 60er Jahren in den Düsselthaler Anstalten. So hieß das Kinderheim der Graf Recke Stiftung früher. Auch sie hat immer verschwiegen, wo sie lebt, erzählt sie in der Dokumentation. Wer aus den Düsselthaler Anstalten kam, galt als schwer erziehbar und kriminell. »Wenn wir mit der Gruppe spazieren gegangen sind, hieß es immer: Da kommen die schwer Erziehbaren.« Ilse Fetzer war das sehr unangenehm. Sie war weder schwer erziehbar, noch kriminell. Sie stammte aus einer wohlhabenden Familie und war in das Heim gekommen, weil ihre Mutter nach dem Tod ihres Mannes mit den Kindern überfordert war. Trotzdem trug auch Ilse Fetzer plötzlich den Stempel »schwer erziehbar«.

»Ich habe nie jemandem erzählt, dass ich im Heim war«, sagt die Seniorin heute. Ihr Mann, ihr Sohn, niemand wusste davon. Erst vor ein paar Jahren hat Ilse Fetzer ihnen gesagt, dass sie ein Heimkind ist. Auf die Frage, warum sie so lange geschwiegen hat, antwortet sie leise: »Weil ich mich geschämt habe.«

Herbert Schneider war ebenfalls in den 60er Jahren in den Düsselthaler Anstalten. Er wurde oft hart bestraft, eingesperrt, geprügelt und hat viel Schlimmes erlebt. Erzählt hat er das nie jemandem. »Wer hätte schon einem Heimkind geglaubt?«, fragt er. Herbert Schneider spricht in dem Film zum ersten Mal über seine Erlebnisse. Und er hat im Verlauf der Dreharbeiten zum ersten Mal eine heutige Wohngruppe besucht. In Hilden. Mehrmals sagt er laut: »Mann, habt ihr's gut.«

Die großen Schlafsäle von damals gibt es längst nicht mehr. Und die Kinder müssen auch nicht mehr zur Strafe auf Knien die Fußböden schrubben. Heute wohnen sie mit sechs oder sieben anderen Kindern in einem Haus. Oder in einer großen Wohnung. Jeder hat ein eigenes Zimmer. Viele bekommen therapeutische Hilfe. Und die Erzieher werden intensiv geschult, um in schwierigen Situationen angemessen zu reagieren. Wenn die Kinder das Gefühl haben, dass eine Erzieherin oder ein Erzieher ihre Grenzen verletzt hat, können sie sich jederzeit an die Beschwerdestelle wenden. Auch die Erzieher selbst nehmen ihre Arbeit heute gegenseitig kritischer in den Blick. Nach wie vor kann es zu Grenzüberschreitungen kommen. Aber sie dringen sehr viel schneller nach außen.

In der Fachwelt weiß jeder: Das Heimleben hat sich in den vergangenen Jahrzehnten sehr verändert. Aber in den Köpfen

vieler Menschen außerhalb der Jugendhilfe halten sich hartnäckig die alten Bilder vom Heimleben vermischt mit den Vorurteilen von früher.

»Die denken doch, dass wir immer noch mit vielen Kindern in einem großen Saal schlafen und morgens um fünf Uhr aufstehen müssen, um zu arbeiten«, sagt die zehnjährige Leonora aus der Wohngruppe Talamod in Hilden im Film. Und das ärgert sie. Zumal das nicht nur einfach blödes Gerede sei. Gerne würde sie mal ihrer Schulfreundin zeigen, wo und wie sie lebt: Ihr Zimmer, das sie selbst mit eingerichtet hat, das große Wohnzimmer mit den bunten Planeten unter der Decke, die Pferde-Koppel vor der Tür. Aber ihre Freundin durfte sie nicht besuchen. »Die Eltern von ihr hatten Angst, dass ihr bei uns etwas passieren kann.«

Michael Mertens, Leiter des Geschäftsbereichs *Erziehung & Bildung*, sieht nicht nur die Gesellschaft in der Pflicht, sondern auch die Heime selbst: »Wir müssen uns öffnen und den Menschen zeigen, wie die Jugendhilfe heute aussieht. Wir müssen mit dafür sorgen, dass Heime nicht mehr als Gefängnisse wahrgenommen werden, sondern als eine helfende Einrichtung. Wir müssen das Tabu brechen, dafür sorgen, dass die Menschen die Bilder in ihren Köpfen in Frage stellen und ändern. Denn nur so haben unsere Kinder und Jugendlichen eine Chance, offen sagen zu können, wo sie leben.« //

Info

➔ Ansprechpartner für Ehemalige

Ehemalige Bewohner der Einrichtungen der heutigen Graf Recke *Erziehung & Bildung* haben dort einen Ansprechpartner: Markus Kaiser ist neben seiner Tätigkeit als Teamleiter Anlaufstelle für ehemalige Bewohner früherer Einrichtungen der Jugendhilfe der Graf Recke Stiftung. Der langjährige Mitarbeiter der Stiftung nimmt deren Anliegen auf und begleitet die Anfragenden bei der Klärung oder der weiteren Bearbeitung der Anfragen.

Kontakt: markus.kaiser@graf-recke-stiftung.de

Vor fünf Jahren:

So geht Partizipation in der Graf Recke Stiftung

Kinder und Jugendliche haben Rechte. Diese scheinbar selbstverständliche Feststellung ist eben doch nicht immer und überall selbstverständlich – im häuslichen Miteinander oder der Schule ebenso wie in der Jugendhilfe. Der Arbeitskreis Partizipation der Graf Recke Erziehung & Bildung beschäftigte sich mit dem Thema, und darüber berichtete die recke:in 2/2013: Niclas Ehrenberg, Sprecher der Jugendlichen im damaligen arbeitspädagogischen Bereich der Graf Recke Stiftung und schon damals ein umtriebiger Kämpfer für die Rechte der Kinder und Jugendlichen in der Graf Recke Erziehung & Bildung, schrieb einen kurzen Text dazu und hielt fest, dass ein Rechtekatalog erstellt und ein Heimrat gegründet werden solle.

Der Arbeitskreis Partizipation hatte seit August 2012 ein Gesamtkonzept der Partizipation von Bewohnern und Angehörigen für den Geschäftsbereich erarbeitet und diesen dann mit der Arbeitsgruppe Kinderrechte, zusammengesetzt aus über 50 Bewohnern und Mitarbeitenden aus allen Bereichen der Graf Recke Erziehung & Bildung, weiterentwickelt und umgesetzt.

Der Rechtekatalog wurde kurze Zeit später dann auch fertiggestellt, gedruckt und von anderen Trägern mit großem und positivem Interesse aufgenommen. Der »Heimrat« wurde als »Kinder- und Jugendrat« gegründet, zu seinen ersten Sprechern gehörte Niclas Ehrenberg, der inzwischen selbstständig lebt und sich stark in der Kommunalpolitik in Düsseldorf engagiert. Der Kinder- und Jugendrat ist heute weiterhin höchst aktiv und neben den erwachsenen Ombudsleuten stellt er nun auch selbst einen jungen Ombudsmann als Ansprechpartner für Beschwerden und Sorgen aller Kinder und Jugendlichen in der Graf Recke Stiftung. //



Der Partizipationsprozess wurde auch im Film »Wir sind ein Team! – So geht Partizipation in der Graf Recke Stiftung« festgehalten und ist auf unserem YouTube-Kanal zu sehen: www.youtube.de/GrafReckeStiftung



Titelmotiv Charity-Kalender 2019

Zuversicht und Stärke

»Zuversicht und Stärke« ist nicht nur das Motto des Charity-Kalenders der Graf Recke Stiftung, der in seiner zweiten Auflage im Jahr 2019 wieder viele Menschen begleiten wird: Die beiden Begriffe passen ebenso gut auf all die haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeitenden, Unterstützer und Spender der diakonischen Stiftung. Sie setzen sich Tag für Tag für andere Menschen ein: voller Zuversicht und Stärke! Ebenso engagiert sind die Künstlerinnen und Künstler, junge wie erwachsene Klienten, die im Rahmen der sozialen und therapeutischen Arbeit auch in diesem Jahr den Charity-Kalender mit ihren Kunstwerken einzigartig gemacht haben. Allen gilt der herzliche Dank der Graf Recke Stiftung!



Jetzt bestellen: Charity-Kalender 2019!

Mit dem Kauf des Charity-Kalenders unterstützen Sie die gemeinnützige Arbeit der Graf Recke Stiftung. Denn fünf Euro pro verkauftem Kalender fließen direkt in soziale Projekte mit kreativen Angeboten! Der Wandkalender, in diesem Jahr im größeren Format, würdigt und fördert das kreative Schaffen in der sozialen Arbeit.

Die Motive wurden unter anderem von Kita-Kindern, Jugendlichen in der Familientherapie bis hin zu 90-jährigen Künstlern unserer Senioreneinrichtungen gestaltet – von Düsseldorf über Hilden bis Bad Salzuflen nach Neumünster!

Der Charity-Kalender ist für 20 Euro inklusive Versand erhältlich und kann ab sofort hier bestellt werden:
charitykalender@graf-recke-stiftung.de oder
www.graf-recke-stiftung.de/charitykalender

Jetzt spenden!



Kita gewinnt Preisgeld!

Die Evangelische Kindertagesstätte im Walter-Kobold-Haus in Düsseldorf-Wittlaer ist mit ihrer Projektidee »Klanghaus« im Kindergarten-Contest 2018 der Firma Invenity GmbH ausgezeichnet worden! Die Kita freut sich über ein Preisgeld von 2.000 Euro, das nun dafür eingesetzt werden kann, Töne und Musik mit allen Sinnen erfahrbar zu machen. Prämiert wurden Kindergartenprojekte nach den Kriterien Innovation, Wertschöpfung und Mitgestaltungsmöglichkeiten für Kinder und Eltern.



Starke Kooperation

Das Düsseldorfer Team der Firma Cobalt Recruitment hat auch dieses Jahr kräftig mitangepackt und die Wohngruppe Talamod im Geschäftsbereich *Erziehung & Bildung* bei einem Social Day in Hilden unterstützt. Gemeinsam ging es rasch und machte Spaß: Reitplatz von Unkraut befreien, Beete vor dem Haus umhacken und neue Blumen pflanzen. Das engagierte Unternehmen spendete zudem für die Umsetzung der Aktion 1.500 Euro!

Wenn auch Sie unsere Arbeit unterstützen möchten, ob mit kleiner oder großer Spende, ob als ehrenamtlich Mitarbeitende oder als Unternehmen im Rahmen eines Social Days – wir freuen uns auf Sie und zeigen Ihnen dafür gerne verschiedene Wege auf. Sprechen Sie uns an!

Möglichkeiten der Unterstützung

Sie können Ihre Spende ganz klassisch an uns überweisen:

Spendenkonto

Graf Recke Stiftung
KD-Bank eG Dortmund,
IBAN DE44 1006 1006 0022 1822 18
BIC GENODED1KDB

Geben Sie für Spendenquittungen bitte
Ihre Adresse bei der Überweisung an.

Auf unserer Homepage finden Sie Informationen rund um Zeit-, Sach- und Geldspenden:

www.graf-recke-stiftung.de/spenden

Wir sind mit unseren Spendenprojekten auch auf folgendem Online-Portal vertreten:

www.betterplace.org/de/organisations/11461-graf-recke-stiftung

Sie kaufen online und ein Teil der Kaufsumme wird – ohne Nachteile für Sie – an uns gespendet:

www.bildungsspende.de/graf-recke-kita/spendenprojekt

Folgen Sie uns bitte auch auf Facebook:

www.facebook.de/GrafReckeStiftung

Info



Kontakt
Referat Kommunikation,
Kultur & Fundraising

Özlem Yilmazer
Stv. Referatsleiterin /
Leiterin Fundraising
Telefon 0211. 40 55-1800
Fax 0211. 40 55-1503
o.yilmazer@graf-recke-stiftung.de
spenden@graf-recke-stiftung.de



Der Segen zum ersten Spatenstich

Ein erster Spatenstich ist ein symbolischer Moment. Ein Rite de Passage. Er markiert einen Übergang. Aus einer Idee wird Wirklichkeit. Heute beginnen wir nicht einen Hausbau. Heute beginnen wir, die Idee eines Lebens in Würde im Alter und mit Demenz umzusetzen.

Für Menschen wie mich und wie Sie!
Für alte Menschen und Menschen mit Demenz,
in denen wir das sehen, was sie sind:
nicht das letzte bisschen Leben,
sondern ein Mensch mit Leib und Seele
von Gott gewollt und geliebt,
jeder Einzelne etwas Besonderes,
von seinen Eltern mit Liebe aufgezogen,
einer, der früher mit dem Rad unterwegs
war im Sommer,
eine, die früher durch die Wälder gewandert ist,
einer, der sich an Musik und Tanz gefreut hat,
ein Mensch, der ein Hobby hatte,
sich verliebt hat,
Kinder erzogen hat,
von Herzen für die Familie gekocht hat,
seinen Mann oder ihre Frau gestanden hat,
jemand, der für Einzelne das ganze Leben war
und vom Leben durch Trennungen, Krankheit
geprüft wurde,
ein Mensch wie Du und ich.
So, wie du behandelt werden willst, so behandle
deinen Mitmenschen.
Sagt Jesus.

Es ist schon Jahre her, da reifte die Idee eines
Neuanfangs in der Begleitung von Menschen mit
Demenz. Da reifte die Idee eines Neubaus. Diese
Idee brauchte Zeit und Menschen, die sie ver-
treten. Sie brauchte Menschen, die sich inspirieren
und anstecken lassen. Menschen, die sie konkret
werden lassen.

Wir erkennen in dieser Idee und mit dem heuti-
gen symbolischen Beginn, dass wir damit etwas
umsetzen, das wir als unseren diakonischen Auf-
trag verstehen. Als christliche Stiftung verstehen
wir es als Gottes Werk, das wir hier tun.
Paulus, erster christlicher Autor und Apostel,
hat das in einem anderen Zusammenhang so
beschrieben:



Im Rahmen des feierlichen ersten Spatenstichs gaben Pfarrer Markus Eisele, Theologischer Vorstand der Graf Recke Stiftung, und Dietmar Redeker, Pfarrer in der Graf Recke Stiftung, einen theologischen Impuls und dem Projekt Dorotheenviertel Hilden den Segen. Wir drucken den Text ihrer kurzen Predigt.

(1. Kor 3, NGÜ)

⁵ Jeder von uns hat das getan, was der Herr ihm aufgetragen hat. ⁶ Einer hat gepflanzt, ein anderer hat begossen, Gott aber hat das Wachstum geschenkt. ⁷ Auf wen kommt es denn nun an? Doch nicht (nur) auf den, der pflanzt, oder (nur) auf den, der begießt, sondern auf den, der das Wachstum schenkt, auf Gott. ⁸ Und was ist mit dem, der pflanzt, und mit dem, der begießt? Ihre Aufgaben, so unterschiedlich sie sind, dienen demselben Ziel, und beide werden ›von Gott‹ ihren Lohn bekommen – den Lohn, der ihrem persönlichen Einsatz entspricht. ⁹ Es ist also Gottes Werk, an dem wir miteinander arbeiten.

Der erste symbolische Spatenstich heute, dann das Fundament, die Wände, das Dach und der Innenausbau, das Konzept, die Ausbildung der Präsenzkkräfte, die tägliche Arbeit im Haus Ahorn. Soviel wir dazu tun können und beitragen können, soviel wollen wir tun. Und wissen doch in aller Demut, dass wir es nicht allein in der Hand haben, dass das Leben immer unverfügbar bleibt. So wollen wir Gott, den Herrn allen Werdens und Vergehens, um seinen Segen bitten, dass gelinge, was wir uns erhoffen.

Gott segne, was wir hier beginnen.
Er segne all unser Planen und die Arbeit unserer Hände.
Er gebe sein Gelingen zu unserem Tun.
Er schenke uns Umsicht, Geduld und Hingabe.
Er schenke uns ein großes Herz und Liebe zu den Menschen.

So begleite der dreieinige Gott das begonnene Werk mit seinem Segen und vollende es in seiner Gnade.
Amen

recke:in. Hilden



Dorotheenviertel Hilden: »Endlich rollen die Bagger«

Mit einem symbolischen Spatenstich haben die Graf Recke Stiftung und die Stadt Hilden Ende September das Startsignal gegeben: In den nächsten Jahren entsteht auf einer Fläche von rund vier Hektar das lang geplante Dorotheenviertel Hilden für 119 Menschen mit schwerer Demenz.

»Endlich rollen die Bagger!«, formulierte Stiftungsfinanzvorstand Petra Skodzig in ihrer Begrüßung beim feierlichen Spatenstich, was nicht nur Verantwortliche und Mitarbeitende der Graf Recke Stiftung an diesem Tag dachten: »Es war ein weiter Weg, und allen schönen Ideen und Bildern zum Trotz: Dass sich jetzt sichtbar etwas tut, ist das wahre Zeichen für den Aufbruch.«

Schon vier Wochen zuvor hatten die Arbeiten für das neue Dorotheenviertel Hilden begonnen. »Heute wollen wir die Schaufel in die Hand nehmen und symbolisch den ersten Spatenstich für unser neues Dorotheenviertel Hilden setzen«, so Petra Skodzig weiter. »Hier ermöglichen wir Menschen mit schwerster Demenz ein würdevolles und möglichst selbstbestimmtes Leben. Wir entlasten deren Angehörige. Und wir sorgen dafür, dass unsere Mitarbeitenden ein Arbeitsumfeld erhalten, das ihrer Kompetenz, Fachlichkeit und ihrem Engagement gerecht wird.«

Dr. Wolfgang Nockelmann, Präses des Kuratoriums der Graf Recke Stiftung, verwies in seiner Ansprache auf die gesellschaftliche Herausforderung Demenz und die jahrzehntelange Kompetenz der gerontopsychiatrischen Einrichtung Haus Ahorn, dessen Bewohner künftig im Dorotheenviertel Hilden wohnen: »Gegenwärtig leben in Deutschland rund 1,7 Millionen Menschen mit einer demenziellen Veränderung. Zwischen 2005 und 2015

ist die Zahl der Menschen in Deutschland mit richterlichem Unterbringungsbeschluss um 24 Prozent angestiegen. Meist sind die Betroffenen körperlich gesund und sie haben einen großen Bewegungsdrang und Interesse an sozialer Interaktion. Hier in Hilden kümmern sich die Mitarbeitenden schon seit vier Jahrzehnten um Menschen mit schwerer Demenz, die aufgrund ihrer Erkrankung in einer geschlossenen Einrichtung leben. 40 Jahre Expertise in der Gerontopsychiatrie, 40 Jahre Erfahrung, Kompetenz und Engagement für Menschen, die aufgrund ihrer Demenz besonderer Begleitung bedürfen. Doch das Haus Ahorn ist inzwischen nicht mehr zeitgemäß. Deshalb wird es Zeit: Zeit für Neues.«

Joachim Köhn, Leiter des Geschäftsbereichs *Wohnen & Pflege*, erläuterte den rund 50 Gästen der kleinen Feierstunde, worum es bei diesen Neuerungen geht: »Nach 40 Jahren Haus Ahorn sind nicht nur die Technik und die energetische Ausstattung überholt, auch haben sich in der Pflegeforschung und aus unserer langjährigen Erfahrung neue Erkenntnisse und Konzepte für eine angemessene Betreuung ergeben, die wir hier umsetzen. So freuen wir uns sehr, statt wie bisher große Wohnbereiche mit bis zu 40 Bewohnern künftig Hausgemeinschaften mit nur noch maximal zwölf Bewohnern zu haben und ein an den Lebensstilen orientiertes Konzept des Normalitätsprinzips umsetzen zu können.«

In den nächsten gut zwei Jahren errichtet die Graf Recke Stiftung dazu vier Ersatzneubauten auf einer Fläche von rund vier Hektar und setzt mit ihrer Expertise ein modernes Hausgemeinschaftskonzept mit 119 Einzelzimmern in zehn Wohneinheiten um. Im Zentrum des Pflegekonzeptes steht der Mensch in seiner Persönlichkeit. Einzigartig

ist dabei der Einsatz von Präsenzkraften, erklärte Joachim Köhn in seinem Grußwort: »Wir werden unsere Mitarbeitenden auf den neuen Arbeitsbereich vorbereiten und haben dazu eine Ausbildung zur Präsenzkraft entwickelt, mit der wir im September schon beginnen konnten.« Im Zentrum des Konzeptes stehen danach weniger die pflegerischen Erfordernisse, sondern vielmehr die Persönlichkeit und die Wünsche des einzelnen Bewohners.

Norbert Schreier, 1. Stellvertretender Bürgermeister der Stadt Hilden, vertrat Bürgermeisterin Birgit Alkenings beim feierlichen Spatenstich und erklärte: »Zweifels- ohne handelt es sich beim Dorotheenviertel Hilden um ein für die Stadt Hilden überaus wichtiges Bauvorhaben. Hier entsteht ein neues zukunftsorientiertes Projekt.«

Das Projekt ist eingebettet in die gesamte Entwicklung des Viertels in Hilden und angelegt für den Zeitraum 2018 bis 2022. Das Investitionsvolumen beträgt rund 19 Millionen Euro. Die Verbindung zwischen dem geschlossenen und dem offenen Bereich des künftigen Dorotheenviertels Hilden soll später eine viertelähnliche Struktur bilden, bestehend aus einem Veranstaltungssaal, einem Café, einem Einkaufsladen, Praxisräumen und einem Friseursalon sowie dem großen Sinnesgarten. Einen großen Teil der hierfür benötigten Mittel will die Stiftung gemeinsam mit Förderern und Spendern finanzieren. //

Info



Der Baufortschritt lässt sich auch aus der Ferne beobachten. Eine Webcam macht vom benachbarten Haus Ahorn aus stündlich ein Foto der Baustelle, das hier zu finden ist: www.dorotheenviertel-hilden.de

A photograph of a man with a beard and a young boy painting a wall. The man is smiling and holding a paintbrush, while the boy is focused on his work. The image has a green tint.

KÜMMERN

STATT KNEIFEN!

SOCIAL WORK
since
1822
GRAF RECKE STIFTUNG

WIR SUCHEN INKLUSIONSBEGLEITER, die Kinder und Jugendliche mit körperlicher, geistiger oder seelischer Behinderung während ihres Schul- oder Kindergartenbesuchs begleiten und unterstützen. Neben Fachkräften können – je nach Anforderungen – auch Seiteneinsteiger oder FSJler die Aufgaben eines Inklusionsbegleiters übernehmen.

ALLE INFOS UNTER
WWW.GRS-KARRIERE.DE/005/

The logo consists of three stylized human figures in green, arranged in a row.

Graf Recke Stiftung
das Leben meistern